



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Gittermann, Wilhelm: Vom alten Struck

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

zahlreich, selbständig die Entscheidung herbeizuführen. Das zweitemal entgingen sie kaum der Vernichtung. Sie glauben heute, weil sie in Österreich stark genug sind, daheim die uneinigen Deutschen zu quälen und zuweilen den Gang der Staatsmaschine in Unordnung zu bringen, daß sie eine große Nation seien. Das sind sie eben nicht, und für Neugründung kleiner Nationalstaaten ist in Europa kein Raum mehr. Sie sind in Österreich selbst bisher benutzt worden, als Gegengewicht gegen andre zu wirken. Seitdem man in Wien hat beginnen müssen, endlich einmal zu regieren, ist für tschechische Sonderbestrebungen auch in Österreich kein Platz mehr. Sie haben ja selbst die Erfahrung davon machen können, als sie versuchten, an die Einheit der Armee zu tippen. Auch sollten sie nicht vergessen, daß sie ihre heutigen politischen Sprünge bloß machen können, weil der Dreibund besteht. Sobald er aufhört, wird die preußische Fackelhaube ihren Schatten über die böhmische Grenze werfen und sie daran erinnern, daß sie nur eine kleine Nation sind, und daß auch gelegentliche Spritztouren nach Paris und fröhliche Champagnertoaste diesen Umstand nicht beseitigen können.

Die Tschechen haben eine vortreffliche Begabung, aber das reicht zur politischen Selbständigkeit nicht aus, und ein tschechisches Sprach- und Verkehrsgebiet kann es doch bei der heutigen Entwicklung des Weltverkehrs nicht geben. Sie schaden sich nur selbst damit, und sie werden ihre tschechischen Sprachentafeln in Prag trotz alles Terrorismus und einer unglücklichen Gesetzgebung doch nicht aufrecht erhalten können. Der Bogen ist nun genug gespannt, und es wird Zeit, daß sie ihre Lage einsehen. Die Gedanken von der großen Nation müssen sie sich vergehen lassen, denn es kann sehr bald die Zeit kommen, wo sich die Deutschösterreicher auf sich besinnen und eine vernünftige Politik einschlagen. Revolutionäre Bewegungen sind auch nicht mehr möglich, und es wird den Tschechen doch nichts übrig bleiben, als zunächst einen modus vivendi einzugehen und dann sich wieder dem deutschen Kulturkreis anzuschließen, was ja keineswegs das Abschwören der tschechischen Sprache bedeutet. Wie die Sachen in Europa voraussichtlich auf ein Jahrhundert und mehr liegen, ist den Tschechen, die ihre Zeit verstehen, nur zu empfehlen, nach dem Spruch Schillers zu handeln: „Immer strebe zum Ganzen! und kannst du selber kein Ganzes werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an.“ —v—



## Dom alten Struck



ern von Berlin, der Stätte seiner mehr als dreißigjährigen Wirksamkeit, ist in diesem Winter ein Mann gestorben, dessen Name vielleicht den meisten Lesern unbekannt sein wird, weil er niemals in der großen Öffentlichkeit hervorgetreten ist: der Geheime Oberregierungsrat, Generalarzt à la suite Dr. Struck. Er gehörte nicht zu den Übermenschen und wurde auch kaum unter die Zahl der medizinischen Größen gerechnet, weil er als Praktiker niemals Zeit fand, seine Gelehrsamkeit

der staunenden Mitwelt in dicken Bänden vorzulegen; aber er war etwas viel besseres, ein Arzt von Gottes Gnaden, der nicht nur nach moderner Art die Krankheit, sondern noch viel mehr den kranken Menschen zu behandeln wußte, der bis in sein hohes Alter hinein ein halbes Jahrhundert lang in ausgedehnter Tätigkeit segensreich gewirkt hat und von allen hilfeschuchenden Kranken fast vergöttert wurde. Die stille Arbeit am Krankenbett und im Sprechzimmer würde freilich das öffentliche Interesse kaum wachrufen, denn das Wort „Die Nachwelt slicht dem Mimen keine Kränze“ gilt in gewisser Beziehung auch für die Ärzte; aber der Verstorbene hatte ein Leben von geschichtlichem Inhalt hinter sich, um das ihn mancher beneiden möchte, denn es war ihm vergönnt, fast dreißig Jahre lang als Hausarzt des Eisernen Kanzlers alle die Ereignisse jener großen, jetzt so fern liegenden Zeit aus nächster Nähe mit zu erleben und als erster Direktor, ja gewissermaßen als Gründer des Reichsgesundheitsamts an den Institutionen unsers Reiches mitzuarbeiten. Sang- und klanglos ist er in Blankenburg am Harz am 7. Dezember 1902 im Alter von 77 Jahren gestorben, und außer einigen kurzen Notizen hat man in den Blättern nichts über ihn gelesen. Ich hatte aber das Glück, dem alten Herrn als Arzt und Freund näher treten zu dürfen, und habe des Abends im Plauderstündchen in seinem stillen Studierzimmer mancherlei gehört, was mir wohl der Veröffentlichung wert erscheint. So möge denn hier eine kurze Schilderung seines Lebens Platz finden, besonders auch der Zeit, wo er unserm großen Bismarck als Arzt zur Seite stehen durfte.

Heinrich Struck wurde am 9. Oktober 1825 zu Berglöh im Hannoverschen geboren, seine Eltern siedelten aber schon in seinem dritten Lebensjahre nach Paderborn über, das er immer als seine Vaterstadt betrachtet hat. Nachdem er seinen Gymnasialkursus beendet hatte, wandte er sich dem Apothekersfache zu, entschied sich aber, noch vor dem Abschluß seiner Lehrzeit, für das Studium der Heilkunde und bezog zuerst die medizinisch-chirurgische Akademie in Münster, später die militärärztlichen Bildungsanstalten in Berlin, aus deren Mauern schon so mancher berühmte Arzt hervorgegangen ist. Nach seiner Beförderung zum Assistenzarzt wurde er im Jahre 1853 zu dem preussischen Kontingent nach Frankfurt am Main kommandiert, und hier fand er trotz seiner Jugend bald eine so bedeutende Praxis, daß auch der damalige Gesandte, Herr von Bismarck, auf ihn aufmerksam wurde und um seinen Besuch bat. Die denkwürdige Szene, wie er zum erstenmal dem Manne gegenüber stand, dessen überwältigende Größe damals noch niemand ahnte, hat mir Struck wiederholt mit folgenden Worten geschildert: „Als ich in das Zimmer trat, sah ich einen großen, damals noch nicht korpulenten Mann im Schlafrock auf dem Sofa sitzen, der das kranke dick geschwollne Bein auf einer Bank liegen hatte und mir schon von weitem die Hand entgegen streckend sagte, indem er mich aus seinen großen Augen fest anschaute: Herr Doktor, ich habe Gutes von Ihnen gehört, können Sie mich bald gesund machen? Ich leide an heftigen Schmerzen, kann mich nicht bewegen und habe dringend zu arbeiten; sehen Sie zu, daß ich diese böse Krankenstube bald verlassen kann!“

Herr von Bismarck erlitt damals den ersten Anfall einer akuten Venenentzündung, die später durch das Pflaster des russischen Arztes so bedenklich

wurde, daß er bis an sein Lebensende daran zu tragen hatte; in diesem Falle war die Krankheit durch passende Verordnungen bald beseitigt, und Struck wurde der Hausarzt seines Patienten. Fast aber wäre dieses Verhältnis nicht von langer Dauer gewesen, denn nach Strucks Beförderung drohte seine Versetzung, weil die entsprechende Stelle in Frankfurt erst kurz vorher frisch besetzt worden war. Als alle Vorstellungen bei der Militärbehörde nichts halfen, gab Bismarck Struck den Rat, abzugehen und sich in Frankfurt als praktischer Arzt niederzulassen; Struck war auch bereit, aber die Frankfurter Medizinalbehörde verlangte von dem preußischen Ausländer ein Examen, womit dieser nicht einverstanden war, da ihm das Ansinnen beleidigend erschien, und weil er wußte, daß die feindlich gesinnten Frankfurter Kollegen ihm eine Falle stellen und zum Durchfallen verhelfen würden. Als sich Herr von Bismarck noch einmal energisch ins Mittel legte, gab man sich großmütig mit einem Kolloquium zufrieden, das aber ebenfalls abgelehnt wurde. Jetzt teilte der preußische Bundesgesandte amtlich dem hohen Räte der Stadt Frankfurt mit, daß er wegen angegriffener Gesundheit seinen bisherigen Arzt nicht entbehren könne und deshalb zu seinem Bedauern genötigt sei, den Wohnsitz in die nächstliegende preußische Stadt zu verlegen, falls dem Ausländer Dr. Struck nicht erlaubt würde, sich bedingungslos in Frankfurt niederzulassen. Bismarck erfreute sich damals in den vornehmen Kreisen Frankfurts einer großen Beliebtheit und galt auch wohl allgemein als das geistig hervorragendste Mitglied der Herren vom deutschen Bundestage; die Drohung hatte also die gewünschte Wirkung, und Struck erhielt mit der ärztlichen Approbation zugleich seinen Abschied aus dem Militärdienst und den preußischen Sanitätsratsstitel. Jetzt nahm seine Praxis noch mehr zu, in demselben Maße aber auch die Unbeliebtheit bei seinen Frankfurter Kollegen, die ihn auf der Straße sogar anulften, als er sich für seine Besuche zum erstenmal eines Wagens bediente. „Hurra, da fährt der Preuße schon in der Kutsche!“ Wenn mir der alte Herr das erzählte, pflegte er jedesmal hinzuzufügen: „Nehmen Sie sich vor den Frankfurtern in acht!“ ohne dabei zu bedenken, daß ja auch dort jetzt alles anders geworden ist, und daß die alte Freie Reichsstadt unter preußischer Oberhoheit einen Aufschwung genommen hat, der wohl auf das Gemüt des schlimmsten Partikularisten versöhnlich wirken muß. Sechs Jahre lang war Struck der vertraute Hausarzt des Herrn von Bismarck, da wurde dieser abberufen, damit er sich in Petersburg und Paris auf seine höhere Bestimmung vorbereite; dorthin konnte Struck freilich nicht folgen, er blieb aber auch in der Ferne der Berater seines Patienten, und als das Pflaster des Petersburger Quackjäblers den preußischen Gesandten fast an den Rand des Grabes gebracht hatte, übernahm er wieder die Behandlung und brachte durch passende Kuren in Bad Nauheim und Wiesbaden die Folgen der Krankheit für längere Zeit zum Schwinden.

Als nach den Strapazen und seelischen Erregungen des Krieges 1866 die Gesundheit des Bundeskanzlers besonders zu wünschen übrig ließ, erhielt Struck ein Schreiben des Herrn von Reudell, der ihn im Auftrage seines Chefs aufforderte, den Wohnsitz nach dem jetzt im Aufblühen begriffnen Berlin zu verlegen, da ein Mann von seinen Gaben unbedingt in der künftigen Reichshaupt-

stadt wohnen müsse. Das war für einen Arzt, der sich in einer der reichsten und schönsten Großstädte unter schwierigen Verhältnissen eine glänzende Praxis geschaffen hatte, eine starke Zumutung, und Struck willigte auch erst ein, nachdem er wiederholt seine Bedenken geäußert hatte, und als ihm die Zusicherung gegeben war, daß er mit seinem frühern Patent wieder in die Armee eingestellt und bei der nächsten Gelegenheit zum Oberstabsarzt befördert würde. Nachdem er einige Wochen bei einem rheinischen Infanterieregiment Dienst getan hatte, siedelte er am 15. Januar 1867 nach Berlin über, als Stabsarzt im Garde-Feldartillerie-Regiment und als Leibarzt des Bundeskanzlers. Aber es ging ihm zuerst recht schlecht, denn sein Gehalt war gering, und die Praxis nahm so langsam zu, daß die Frankfurter Ersparnisse bald aufgebraucht waren; auch die Beförderung ließ trotz der Kriegsjahre lange auf sich warten, und Herren mit jüngern Patent wurden ihm vorgezogen. Dazu kam noch das Gefühl einer gewissen Schikaniererei durch seine Vorgesetzten, die ihn mit allen möglichen Extraarbeiten belasteten; so mußte er es sich gefallen lassen, daß ihm Rekrutenaushebungen in Berlin aufgebürdet wurden, die man sonst von auswärtigen Militärärzten besorgen ließ, weil nur diese eine besondere Kommandozulage dafür erhielten. Gelegentlich erfuhr er dann auch, nach einem Liebesmahl durch einen angeheiterten Kameraden, den Grund dieser Zurücksetzung; man hatte sich geärgert, daß auf Veranlassung des Ministerpräsidenten so ein Frankfurter Sanitätsrat gleich in dem vielbegehrten Berlin wieder in die Armee eingereicht worden war. Struck dachte zu vornehm, als daß es ihm in den Sinn gekommen wäre, bei seinem Gönner Klage zu führen; da aber dieser selbst sich gelegentlich teilnehmend erkundigte, woher es komme, daß er so schlecht aussehe, so mußte er denn doch seinem gepreßten Herzen Luft machen, daß er mit Nahrungsjorgen zu kämpfen hätte, daß er auch wegen seiner Wiedereinstellung angefeindet und bei jeder Gelegenheit mit besondern Arbeiten bedacht würde. „Sie sind aber doch Oberstabsarzt?“ lautete die erstaunte Frage des Fürsten. „Nein, Durchlaucht, ich bin noch Stabsarzt, man hat mich bisher übergangen.“ Einige Tage später, im April 1872, wurde Struck zum Regimentsarzt der „Franzer“ ernannt, und damit war das schlimmste wenigstens überstanden.

Eines Tages ließ ihn der Fürst zu sich rufen und empfing ihn mit folgenden Worten: „Wir müssen Ernst machen und endlich das Gesundheitsamt schaffen, das als sanitäre Aufsichtsbehörde im Reiche fungieren soll; wen könnten Sie als Direktor vorschlagen?“ Ohne sich zu bestimmen, nannte Struck die Namen Virchow und Pettenkofer. „Mit Ihnen beiden Herrn ist es nichts — so sagte der Kanzler wenig Tage später —, Virchow ist vom Kaiser abgelehnt worden, und Pettenkofer will nicht aus München heraus; sagen Sie mal, wollen Sie Direktor des Reichsgesundheitsamtes werden?“ Als Struck vor Staunen fast auf den Rücken fällt und erklärt, daß er sich einem solchen Posten nicht gewachsen fühle, unterbricht ihn der Fürst mit den Worten: „Ach was, das schlägt in Ihr Fach, Sie sind ein praktischer Mann, und was andre wissen, können Sie auch lernen; ich gebe Ihnen fünf Minuten Bedenkzeit, sagen Sie Ja oder Nein, wollen Sie nicht, dann finde ich auch noch einen andern, wahrscheinlich werden aber dann die Juristen dieses Amt wieder für sich bean-

spruchen.“ Dieser letzte Grund war ausschlaggebend, Struck nahm an und wurde mit den Worten entlassen: „Gut, nun wählen Sie sich Mitarbeiter und richten Sie alles ein, wofür Ihnen die Gelder angewiesen werden.“ Nichts war vorhanden, alles mußte erst geschaffen werden, und das gab natürlich Arbeit, die einen ganzen Mann brauchte, umsomehr, als noch nicht einmal der Begriff des Reichsgesundheitsamts festgestellt war, worunter man sich zuerst nur eine medizinisch-statistische Behörde dachte, die einlaufende Gesundheitsberichte zu bearbeiten hätte. Während Struck noch mit der Einrichtung beschäftigt war, sagte ihm eines Tages der Kanzler: „Das Zentrum hat im Reichstage Spektakel gemacht, sich über Berliner Brauereien aufgehalten und deren Produkt »Dividendenjauche« genannt. Sie müssen mir binnen vierzehn Tagen eine Analyse sämtlicher Berliner Biere schaffen.“ Nun war guter Rat teuer, denn diese Anforderung ging ja schon über die ursprüngliche Bestimmung des Gesundheitsamts weit hinaus, und Struck mußte nun auch an die Einrichtung eines chemischen Laboratoriums denken, das sich aber nicht innerhalb weniger Tage schaffen ließ. Als er nach Ablauf von zwei Wochen seine gewöhnliche Morgenvisite machte, war Fürst Bismarck gerade mit dem Ankleiden beschäftigt; ein Diener zog ihm die langen Kürassierstiefel an, und gegenüber am Tisch saß ein Sekretär, dem unterdessen Verfügungen diktiert wurden. „Haben Sie die Analysen? Die Frist ist um!“ mit diesen Worten begrüßte der Kanzler seinen Leibarzt. Auf den Hinweis, daß es unmöglich so schnell ginge, da ja noch nicht einmal ein Laboratorium vorhanden sei, wandte sich der Fürst an den Sekretär und diktierte ein in schärfster Form abgefaßtes Monitum an den Direktor des Reichsgesundheitsamts, der nach Anhörung der Epistel mit den Worten entlassen wurde: „Nun richten Sie sich danach und seien Sie fleißig.“ Geknickt schlich Struck nach Hause und saß nun Tag und Nacht bei der Arbeit, um die Wünsche des Chefs zu befriedigen. Da passierte es einst, daß er Nachts zu ihm gerufen und nicht gefunden wurde; als er nun am andern Morgen noch hören mußte, daß man sich allerdings über seinen Mangel an Arbeitskraft nicht wundern könne, wenn der Herr Direktor seine Nächte in Gesellschaften zubringe, da konnte Struck diesen Vorwurf mit den Worten zurückweisen: „Allerdings war ich auswärts, aber nicht in Gesellschaft, sondern ich arbeite jetzt auch Nachts im Gesundheitsamt.“ Endlich waren die Analysen fertig, und Struck erhielt als Gegenstück zu der in seiner Gegenwart diktierten Mahnung ein höchst belobigendes Handschreiben für bewiesenen Eifer.

Daß Fürst Bismarck ein schwieriger und nicht immer folgsamer Patient war, ist eine bekannte Tatsache; er teilte diese Eigenschaft mit andern großen Geistern, wie Friedrich dem Großen, der auch nichts von den Ärzten hielt, obwohl er sie bei jeder Gelegenheit konsultierte. Prometheusgeister wollen ja oft am wenigsten begreifen, daß menschlichem Wissen so enge Grenzen gesetzt sind; sie suchen die Schuld in der Person des Arztes, nicht in der Majestät der Natur, die sich nur wenig Gesetze vorschreiben läßt! — Strucks Stellung als Hausarzt des Fürsten war denn auch nicht leicht, und es scheint, daß sein eignes, etwas pedantisches, zu Konzessionen wenig geneigtes Wesen nicht dazu beitrug, Gegensätze auszugleichen, die zwischen so verschiedenen Charakteren nicht

ausbleiben konnten. Wenn Struck trotzdem fast dreißig Jahre lang der Berater Bismarcks sein durfte, so spricht dies für das große Vertrauen, das seinem ärztlichen Wissen entgegengebracht wurde. Auch der schroffe Bruch, der 1882 eintrat, hatte mit seiner Tätigkeit als Arzt nichts zu tun und war rein persönlicher Natur. Folgende ergötzliche Geschichte erzählte mir einst Lothar Bucher:

„Der Kanzler litt im Winter an rheumatischen Schmerzen und erhielt die Verordnung, ein Fichtennadelbad von 28 Grad Reaumur und 15 Minuten Dauer zu nehmen, worauf er sich eine Stunde in das Bett legen sollte. Die 28 Grad waren ihm aber zu kühl, weshalb er sich gleich 30 verordnete; dann fühlte er sich so mollig im Wasser, daß er nicht daran dachte, herauszugehn, sondern er meinte, die Stunde Bettruhe mit eben so gutem Erfolge im Bade abmachen zu können. Er blieb also fast anderthalb Stunden in der Wanne, ließ durch öftern Zusatz von heißem Wasser die Temperatur noch um einige Grade höher bringen und stieg, rot wie ein Krebs, heraus und arbeitete sofort angestrengt in seinem Zimmer. Natürlich erkältete er sich noch mehr, die Schmerzen traten nach der Abkühlung stärker auf, und der arme Doktor war schuld daran.“

Einst hatte der Fürst eine Magenverstimmung und bekam für acht Tage strengste Diät vorgeschrieben, die unter Aufsicht seiner Gemahlin peinlich eingehalten wurde. Am sechsten Tage hielt er es aber nicht mehr aus; er fühlte einen schrecklichen Hunger und benutzte die zufällige Abwesenheit der Fürstin, sich beim Koch sein Leibgericht, Bäckfleisch mit Erbsen und Sauerkraut, zu bestellen, das er nebst einem gebratenen Huhn trotz Widerspruch der schleunigst herbeigeholten Hausfrau mit bestem Appetit und guter Laune verzehrte. Die reichliche Mahlzeit hatte keinerlei böse Folgen, und als am andern Tage der Hausarzt erschien, schnob ihn der Fürst mit den Worten an: „Herr, Sie hatten die löbliche Absicht, mich noch zwei Tage hungern zu lassen, ich habe mich aber schon gestern satt gegessen und bin insofgedessen heute vollständig gesund.“

Wenn mir Struck von seinem großen Patienten erzählte, dann geschah das ohne Bitterkeit, ja aus seinen Worten schien mir eine gewisse schmerzliche Resignation zu klingen. Es waren Umstände rein privater Natur, die das Band zwischen den beiden Männern zerrissen; hämische Verdächtigungen und Zwischenträgereien hatten in der fürstlichen Familie ein Mißtrauen wachgerufen, das sich später als durchaus ungerechtfertigt erwies. Bismarck war dann hochherzig genug, seinem langjährigen Arzt die Hand wieder entgegenzustrecken, aber Struck schlug sie aus, vielleicht weil das Gefühl der unverdienten Kränkung in ihm zu mächtig war, vielleicht auch weil er befürchtete, das einmal verlorne Vertrauen nicht in vollem Maße wiederzufinden. Wie es in der ersten Zeit nach der Trennung mit seiner Gesinnung beschaffen war, weiß ich nicht; aber in spätern Jahren beschäftigten sich seine Gedanken viel mit dem gewaltigen Manne, der auch so tief in sein eignes Leben eingegriffen hatte, und wenn ich Abends bei ihm saß, dann drehte sich unser Gespräch meist um den Fürsten Bismarck. Als die Nachricht von dessen schwerer Erkrankung aus Kissingen nach Berlin gelangte, empfing mich der alte Herr mit den Worten: „Wissen Sie Neues über Bismarck?“ und dann ging er ruhelos im Zimmer auf und ab, immer vor sich hinsagend: „Wenn man ihm doch helfen könnte, wenn man ihm

doch helfen könnte!“ Es ist möglich, daß das Gefühl erlittenen Unrechts in ihm manchmal die Überhand gewann, ich weiß aber, daß er seinem hohen Patienten im Herzen nicht gram geblieben ist, denn er wußte am besten, wie der gewaltige Mann für sein deutsches Volk gearbeitet hat, und daß ein Riese nicht mit dem kleinlichen Maße gewöhnlicher Sterblichen gemessen werden darf.

Über Strucks Tätigkeit im Reichsgesundheitsamt ist wenig in die Öffentlichkeit gedrungen, daß er aber in der Einrichtung und Leitung ein hervorragend organisatorisches Talent bewies, mußten auch die anerkennen, die in ihm nur den durch Bismarcks Gunst großgewordenen Streber sahen, dessen Amtsführung man prinzipiell herabzusetzen suchte. Erst in den letzten Jahren hat sich in Fachkreisen immer mehr die Ansicht Bahn gebrochen, daß sich der erste Direktor des Reichsgesundheitsamts bleibende Verdienste erworben hat, und daß die ganze Gestaltung dieser jetzt so segensreich wirkenden Behörde im wesentlichen sein Werk war. Fürst Bismarck, der — wie Bucher sagte — die Menschen nur einmal scharf anzublicken brauchte, um ihren Wert zu erkennen, hatte auch mit der Ernennung Strucks seinen klaren, immer auf das Praktische gerichteten Blick bewiesen. Strucks Werk war die gesamte organisatorische Ausgestaltung, die Angliederung des chemischen und bakteriologischen Laboratoriums und die Berufung geeigneter Kräfte zur Mitarbeiterschaft; besonders hoch muß man ihm aber anrechnen, daß er die Leistungen des damaligen Kreisphysikus Dr. Robert Koch zuerst ganz zu würdigen wußte, und daß er dem noch unbekanntem Manne im Reichsgesundheitsamt eine Arbeitsstätte errichtete. Daß eine Behörde, die sich ihren Weg gewissermaßen erst suchen mußte, vielfach mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, ist klar, und das Amt des ersten Direktors konnte nicht leicht sein; sachliche Gegnerschaften wären zu ertragen gewesen, Struck hatte aber auch mit persönlichen Anfeindungen zu rechnen, und man vertrat damals den Standpunkt, daß das verwaltende Amt eines Direktors nicht den Medizinern gebühre, sondern einem Juristen vorbehalten bleiben müsse. Fürst Bismarck dachte anders darüber; er war nicht so engherzig, die Juristen für die einzig brauchbaren Leute zu halten, und hatte absichtlich einen Mediziner an die Spitze gestellt, weil nach seiner Meinung die Bedürfnisse und Ziele einer neugegründeten Anstalt am besten von einem Fachmann beurteilt würden. Als aber nach dem Bruch jede persönliche Berührung zwischen Struck und seinem obersten Chef aufhörte, da waren für ihn die Tage seiner Amtsführung gezählt, und er zog es vor, seinen Abschied zu nehmen. Eine Lichtgestalt in der Umgebung des Fürsten nannte er den Geheimrat Bucher, der seinen Einfluß niemals persönlichen Zwecken dienstbar gemacht hätte; obwohl die beiden grundverschiedenen Männer in keinerlei Beziehungen zueinander standen, so hatte doch Bucher den in Ungnade gefallenen besucht und seine Vermittlung angeboten, die freilich ausgeschlagen wurde.

Mit der Übernahme seines Staatsamts war Struck natürlich wieder aus dem Militärdienst ausgeschieden; aber es ist charakteristisch, daß man ihn, dessen Einstellung zuerst so angefeindet worden war, später nicht missen wollte, denn er wurde à la suite gestellt, gehörte bis in sein hohes Alter der militärärztlichen Prüfungskommission als gefürchtetes Mitglied an und erhielt als Generalarzt

erster Klasse am 25. Januar 1898, dem Tage seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums, den für Militärärzte seltenen Rang eines Generalmajors. Auch sonst hat es ihm an Titeln und Ehrenbezeugungen nicht gefehlt; schöner und ehrenvoller war aber für ihn die Anhänglichkeit seiner Patienten und der Ruf, den er sich als helfender Arzt weit über Deutschlands Grenzen hinaus zu erwerben gewußt hatte. Mit dem Übertritt in den Ruhestand konnte sich der fast Sechzigjährige mit ganzer Kraft seiner ärztlichen Praxis widmen, die in den letzten Jahren einen übergroßen Umfang angenommen hatte, und die von allen Seiten entgegengebrachte Verehrung und Dankbarkeit halfen ihm über manche bittere Stunde hinweg. Besonders kränkte es ihn, als von einer bekannten medizinischen Größe seine fernere Tätigkeit an einer fachwissenschaftlichen Zeitschrift mit der seltsamen Begründung abgedankt wurde, daß man wohl die Mitarbeiterschaft des Chefs des Reichsgesundheitsamts acceptiert habe, nicht aber die des praktischen Arztes Dr. Struck.

Meine Bekanntschaft mit Struck datiert aus dem Jahre 1892; er wußte, daß ich Lothar Bucher in seinen letzten Jahren näher gestanden hatte, und schrieb mir aus Verehrung für den Toten freundliche Worte, die zu einem fortgesetzten Briefwechsel und zu persönlichem Verkehr führten. Der alte Geheimrat war damals schon häufig kränklich, galt aber in Berlin noch für einen der beschäftigtesten Ärzte, dessen Rat von vornehmen Patienten aus allen Ländern eingeholt wurde; und wer einmal als Hilfesuchender bei ihm gewesen war, hielt fest am „alten Struck,“ der im Umgang mit kranken Menschen ein Meister war und oft noch zu helfen wußte, wo sich andre vergeblich bemüht hatten. „Wenn es mal mit meiner Gesundheit gar nicht mehr geht, dann konsultiere ich den alten Struck, und der bringt mich bald wieder zurecht“ — so hörte ich oft sagen; die Bezeichnung „der alte Struck“ hatte in Berlin einen guten Klang, fast so wie hundert Jahre früher „der alte Heim.“ Er war vor allem Therapeut, ebenso wie Professor Schweningen, und es ist charakteristisch für den praktischen Sinn des Fürsten Bismarck, daß er sich seine Leibärzte nicht unter den hochbetitelten Koryphäen der Wissenschaft, sondern unter einfachen Männern der Praxis gesucht hat, die ihr Augenmerk in der Medizin weniger auf wissenschaftliche Probleme, als auf das Heilen gerichtet hatten. Im übrigen bestand zwischen beiden ein großer Unterschied, der sie fast zu Antipoden machte; denn während Schweningen bekanntlich durchaus auf dem Boden der sogenannten Naturheillehre steht, war Struck ein scharfer Diagnostiker, der als ein Meister der Rezeptierkunst das Heil der Kranken fast nur in der Anwendung von chemischen Mitteln sah. Moderne ärztliche Kreise nannten ihn denn auch veraltet, und er hatte unter seinen Kollegen viele Gegner, weil er als Feind jeder Vereinsmeierei keine Versammlungen besuchte und dem sich immer breiter machenden Spezialistentum im allgemeinen abweisend gegenüberstand. Wer aber Gelegenheit hatte, die ärztliche Tätigkeit Strucks näher zu beobachten, der konnte sich davon überzeugen, daß alle seine Anordnungen wissenschaftlich tief durchdacht waren, daß er über eine exakte Beobachtungsgabe und über ungewöhnliche Kenntnisse in der Pharmakologie verfügte, wie sie an der Universität überhaupt nicht gelehrt werden. „Ein neues Rezept vom alten Struck ist immer einige hundert Mark wert,“ so hörte ich einmal einen bekannten Praktiker sagen!

Geheimrat Struck war eine vornehme, reservierte Natur, etwas pedantisch, herb in seinen Anschauungen und von vornherein wenig entgegenkommend, weil ihn die Erfahrungen eines langen Lebens mißtrauisch gemacht hatten; wer aber das Glück hatte, dem alten Herrn näher treten zu dürfen, der fand unter der rauhen Schale bald den weichen Kern und einen liebenswürdigen Gesellschafter von so anregender Unterhaltungsgabe, daß ein Plauderstündchen bei ihm zum Genuß wurde. Bewundernswert erschien mir die Art und Weise seines Umganges mit Kranken; er war ihnen mehr als Arzt, und es herrschte noch das patriarchalische Verhältnis, wie man es wohl in alten Geschichten aus der Zeit unsrer Großeltern lesen, aber nur selten bei modernen Ärzten finden kann. Galt es Unglückliche zu trösten, dann fand er Worte aus höhern Sphären, seine sonst so freundliche Stimmung konnte aber auch in fürchterliche Grobheit umschlagen Patienten gegenüber, die sich seinen Anordnungen nicht peinlich genau fügen wollten. Sein Leben ist Mühe und Arbeit gewesen, und als er sich endlich im Alter von 74 Jahren zurückzog, um in der stärkenden Harzluft Blankenburgs Genesung zu suchen, da konnte ihm das Leben nichts mehr bieten, denn er war durch einen Schlaganfall an den Fahrstuhl gefesselt. „Ich bin dem Fürsten Bismarck — so lauteten einst seine schwermütigen Worte — nicht dankbar, daß er tief in mein Leben eingegriffen hat, das brachte mir zwar einige Titel und Orden, aber keine Befriedigung: mein Ideal war, mich nach Ablauf meiner Militärzeit in einer kleinen Stadt niederzulassen, und als einfacher Wald- und Wiesendoktor wäre ich vielleicht ein glücklicher Mensch geworden.“

Wilhelm Gittermann



## Deutsche Rechtsaltertümer in unsrer heutigen deutschen Sprache

Von E. Günther in Gießen

(Fortsetzung)

### 4. Strafrecht (Die Lehre vom Verbrechen)



Die deutsche Sprache hat übrigens noch eine andre Redensart aufzuweisen, in der sich der Vergleich mit einem roten Hahn findet, nämlich die bekannte Umschreibung „einem den roten Hahn aufs Dach setzen“ (oder „stecken,“ „aufs Dach fliegen lassen,“ auch wohl „den roten Hahn krähen lassen“ oder [älter] ihn „zum Siebel ausjagen“) für: jemandes Haus in Brand setzen. Damit betreten wir das Gebiet der aus dem ältern deutschen Strafrecht entlehnten Bestandteile unsrer Sprache, das an Umfang fast noch das der aus dem Privatrecht herübergenommenen übertrifft. Auch in der vorliegenden Redewendung ist der Zusammenhang mit dem Verbrechen alterer Zeiten viel enger, als man bis vor kurzem noch angenommen hat. Während man nämlich bisher darin vorwiegend ein poetisches Bild sah, das sich aus den Nachklängen älterer mythologischer Vorstellungen von dem Feuer als eines lebendigen Wesens nicht allzu gesucht erklären lasse, hat jetzt Friedrich Kluge bei seinen verdienstvollen Forschungen über die deutsche Gaunersprache oder das sog. Rotwelsch